

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 12

Artikel: Des Trinkers Tod
Autor: Dickens, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665605>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Raum kam er ins Thal, nahm der Fluß ihn auf
Und entführte den Bergsohn in raschem Lauf
Weit weg von der Alpen Dome.
Tief unten im fernen flachen Land,
Als ein Fremdling, den Niemand geliebt und gekannt,
Ging er unter im großen Strome.

Des Trinkers Tod.

Von Charles Dickens.

Wir können dreist behaupten, daß von denen, welche täglich die Straßen Londons durchwandern, kaum ein Einziger sein möchte, der sich nicht unter den Vielen, die er „von Ansehen“ kennt, irgend eines jammervoll aussehenden Individuums entsänne, das er noch in sehr verschiedener Lage gekannt hat, das er fast unmerklich tiefer und immer tiefer sinken gesehen, und dessen gänzlich umgewandelte trübselige, elende Gestalt ihm zuletzt widrig oder schmerzlich auffällt, wenn er ihm begegnet. Wer hätte sich viel in der Gesellschaft bewegt, oder wer wäre in Folge seines Berufes oder seiner Geschäfte mit vielen Menschen in Berührung gekommen, der sich nicht die Zeit in das Gedächtnis zurückrufen könnte, wo irgend ein schmutziger, in Lumpen gehüllter Mensch, der, ein Bild des Hungers und des Jammers, an ihm vorüberschlurft, ein achtbarer Gewerbsmann oder ein Schreiber, oder Beamteter mit guten Aussichten und nicht unbeträchtlichen Mitteln war! Oder sollten sich nicht alle unsere Leser unter ihren ehemaligen Bekannten irgend eines verarmten gesunkenen Mannes erinnern können, der in Kummer und Elend verkömmt, von dem Jedermann kalt sich wendet, und der dem Hungertode Niemand kann sagen wie, entgeht? Ach, Fälle dieser Art sind zu häufig, als daß sie nicht in eines Jeden Erfahrung vorkommen sollte, und wir müssen sie aus einer und derselben Ursache herleiten — dem Trunk, jenem rasenden Hange, jener entsetzlichen Gier nach dem langsamen, aber sichereren Gifte, die alle Erwägungen und Rücksichten übertäubt und bewältigt, so daß ihr unglückliches Opfer Weib und Kinder, Verwandte und Freunde, Ehre und guten Namen, das ganze Lebensglück vergiftet, versäumt, zu Grunde richtet, bis es einem schmachvollen Tode anheimfällt.

Manche Trinker werden durch Unglück und Elend zu dem sie erniedrigenden Vaster hingeführt. Vereitlung ihrer Hoffnungen und Aussichten in

der Welt, der Verlust derer, die sie liebten, der Kummer, der am Herzen nagt, ohne es gänzlich zu brechen, hat sie um Halt und Fassung, hat sie von Sinnen gebracht, und sie bieten das gräuliche Bild von Wahnsinnigen dar, die langsam durch ihre eigenen Hände sterben. Doch die meisten von ihnen haben sich mit Bewußtsein und offenen Augen in den Abgrund hineingestürzt, aus welchem mit seltenen Ausnahmen Niemand wieder emporsteigt, sondern dessen Schlund die Versinkenden immer tiefer und hoffnungsloser hinunterzieht.

Ein solcher Unglücklicher stand am Sterbebette seines Weibes, während die Kinder auf den Knien lagen, und durch leises Schluchzen ihr kindliches Flehen zu Gott unterbrachen. Das Zimmer war sehr ärmlich möblirt, und es bedurfte nur eines Blicks auf die blasse Gestalt, von welcher das Leben sichtlich entwich, um zu wissen, daß Gramen und Dürftigkeit und angstvolle Sorgen manches freudlose Jahr an dem Herzen genagt hatten, das nur noch mit matten Schlägen in ihr schlug. Eine ältliche, in Tränen gebadete Frau stützte mit ihrem Arme den Kopf der Sterbenden — ihrer Tochter. Doch nicht zu ihr war das bleiche Anlitz gefehrt, nicht ihre Hand umfingen die kalten bebenden Finger — sie drückten des Vaters Arm, auf ihm ruheten die brechenden Augen, und er erbehte von ihrem Blicke. Sein Anzug war schlumpig, sein Gesicht entzündet, seine Augen blutunterlaufen, seine Blicke stier. Er war von einem wüsten Zehgelage an das Schmerzen- und Sterbebett gerufen.

Eine Schirmlampe vor dem Bette warf ein Dämmerlicht auf die Gestalten umher, und ließ den übrigen Teil des Gemachs in dichtem schwarzen Schatten. Außer dem Hause herrschte das Schweigen der Nacht, und im Zimmer die Stille des Todes. Auf dem Kaminsimse stand eine Uhr, deren leises Picken der einzige, die tiefe Ruhe unterbrechende Laut war, und er tönte Allen feierlich in den Ohren, denn wohl wußten sie, daß er vor Ablauf noch einer angstvollen Stunde das Todesstündlein eines abgeschiedenen Geistes bezeichnen würde.

Es ist schauerlich, dem Todesnahen entgegenzuharren — zu wissen, daß keine Hoffnung mehr, und Wiederherstellung unmöglich ist — und da zu sitzen und in langen, langen Nächten die langsam schleichenden Stunden zu zählen — in öden, traurigen Nächten, wie nur die sie kennen, die an Krankenbetten gewacht haben. Es macht das Blut in den Adern stocken, die teuersten Geheimnisse des Herzens, die Jahre lang im Busen verschlossen gewesenen verborgensten Geheimnisse von dem bewußt- und hilflos Daliegenden zu vernehmen, und inne zu werden, wie wenig das Schweigen und die schlaue Verstellung eines ganzen Lebens nützt, wenn endlich Fieber

und Fieberphantasie die Maske herunterreißen. Gar befremdliche Dinge hat man im Delirium Sterbender vernommen — Geständnisse von Schuld und Verbrechen so ungeahnter, schrecklicher Art, daß die umstehenden Hörer schauernd hätten fliehen mögen, um nicht durch den Graus über das, was sie sahen und hörten, dem Wahwitz anheim zu fallen; und wie mancher Glende mag einsam gestorben sein, sich zu Taten in seinem Todestampfe bekennend, deren bloße Nennung auch die Unerforschtesten vertrieben haben würde.

Doch an dem Bette, an welchem die Kinder knieten, wurde dergleichen nicht gehört. Der Mund der Sterbenden war stumm. Und als endlich ihre Hand auf die Decke hinunterfiel, und als sie die Blicke von den Kindern zum Vater wendete, sich vergeblich mühte, zu reden, und auf das Rissen zurückfiel, unterbrach nur leises, halb ersticktes Schluchzen die tiefe Stille. Fast unmerkbar schlummerte sie ein. Die Kinder beugten sich über sie und riefen ihren Namen erst leise, dann lauter und endlich in durchdringenden Tönen der bittersten Verzweiflung, die jedoch ohne Erwiderung blieben. Sie horchten — hörten aber keinen Atemzug mehr. Sie fühlten nach den Herzschlägen der Mutter — aber es schlug nicht mehr — es war gebrochen — und sie war tot.

Ihr Gatte sank auf einen Stuhl am Bette, und schlug die Hände über der brennenden Stirn zusammen. Er starrte die Kinder nach der Reihe an, und bebte vor dem Blicke, wenn ein in Tränen schwimmendes Auge dem seinigen begegnete. Kein Wort des Trostes wurde in sein Ohr geflüstert, kein Liebesblick ihm zugeworfen. Alle mieden ihn mit Scheu, und als er endlich hinauswankte, folgte ihm keins, seinen Schmerz zu lindern.

Es war eine Zeit gewesen, wo zahlreiche Freunde in seiner Betrübnis zu ihm geeilt, und viele herzliche Trostesworte ihm zugesprochen haben würden. Wo waren sie jetzt? Einer nach dem Andern, Freunde, Verwandte, ja selbst die gewöhnlichsten Bekannten hatten sich von ihm zurückgezogen, hatten dem Trinker den Rücken zugekehrt. Nur seine Gattin hatte in guten und bösen Tagen, in Mangel und Krankheit treulich bei ihm ausgeharrt — und wie hatte er es ihr gelohnt? Er war aus der Taverne an ihr Bett hergetaumelt, gerade noch zettig genug, um sie sterben zu sehen!

Er stürzte hinaus aus dem Hause und eilte hastig 'Straß' auf 'Straß' ab. Gewissensbisse, Angst und Scham stürmten auf ihn ein. Halb trunken, schwindelnd, betäubt von dem, was er kaum gesehen und gehört, wankte er nach der vor Kurzem erst verlassenen Taverne zurück. Ein Glas folgte dem andern. Das Blut brannte ihm wie Feuer in den Adern, und es wirbelte in seinem Hirn. Tot! Wir müssen ja Alle sterben, warum

nicht auch sie? Sie war zu gut für ihn — ihre Verwandten hatten es ihm oft gesagt. Fluch über sie! Hatten sie sie nicht verlassen und versäumt, daß sie ihre Tage einsam vertrauern müssen? Sie war tot, und vielleicht glücklich. Es war so am besten. Noch — und noch ein Glas! Hurrah! So lange es gefüllt war, beim Glase lebt' es sich lustig, — und warum den Becher der Lust nicht leeren bis auf die letzte Reige?

Die Zeit verging; die drei Kinder waren herangewachsen und keine Kinder mehr; der Vater blieb derselbe — derselbe tagtägliche unverbesserliche Trunkenbold, nur daß er noch armseliger, schäbiger und wüster aussah. Die auf den Straßen sich umhertreibenden Söhne hatten ihn längst verlassen, die Tochter war allein bei ihm geblieben, arbeitete Tag und Nacht, und gute Worte oder Schläge verschafften dem Vater stets etwas für die Taverne. So lebte er auf die alte Weise fort und fort, und es war ein lustiges Leben, das er führte. Eines Abends früh um zehn Uhr — denn die Tochter hatte lange krank gelegen und es war folglich wenig zu vertrinken gewesen — begab er sich nach Hause und bedachte auf dem Wege, daß er sich, wenn sie im Stande sein sollte, Geld zu verdienen, an den Kirchspielarzt wenden, oder sich doch allerwenigstens die Mühe geben müßte, zu fragen, was ihr fehlte. Es war ein regnerischer und stürmischer Dezemberabend. Er erbettelte eine Kleinigkeit von einem Vorübergehenden, kaufte ein Brod — denn es war sein Interesse, das Mädchen womöglich am Leben zu erhalten — und ging mühsam weiter, so schnell er konnte, bei Regen und Wind. Zwischen der Fleetstraße und dem Themseufer liegen mehrere düstere, enge Sackgassen, die zu Withefriars gehören, und in eine derselben lenkte er seine Schritte. Sie war so schmutzig und jedes Haus so erbärmlich als möglich, und aus allen ertönte der Lärmen von Zankenden oder Trunkenen.

Der Luftzug oder ein Freund der Dunkelheit unter den Bewohnern hatte die einzige Laterne in der ganzen Gasse ausgelöscht, die nur hier und da vor den Fenstern ein wenig durch einen matten Lichtschimmer erhellt wurde; der Wind pfiß durch die baufälligen Häuser, die Türen und Fensterläden knarrten auf ihren Angeln, die Fenster bebten in ihren Rahmen, und es war, als wenn der ganze Stadtteil jeden Augenblick zusammenstürzen würde.

Er ging weiter in der Finsternis, taumelte bisweilen in die Hauptrinne der Gasse, und erreichte endlich das letzte Haus, die Tür, oder vielmehr, was davon übrig war, stand zur Bequemlichkeit der zahlreichen Hausbewohner offen, und er tappte die steile, gebrechliche Treppe hinauf, um in das oberste Stockwerk zu gelangen. Er stand endlich ein paar

Schritte vor seiner Zimmertür; sie wurde geöffnet und ein Mädchen schaute ängstlich heraus, ein klägliches Jammerbild, die Hand vor ein armseliges Licht haltend.

„Bist du es, Vater?“ fragte die Unglückliche.

„Wer sollte es sonst sein?“ war des Vaters barsche Erwiderung. „Was zitterst du? Ich habe heut wenig genug zu trinken gehabt, denn man hat kein Getränk ohne Geld, und kein Geld ohne zu arbeiten. Was zum Teufel ist das jetzt mit der Dirne?“

„Ich bin unwohl, Vater — sehr unwohl,“ antwortete die Tochter, in Tränen ausbrechend.

„Hm!“ sagte der Vater in dem Tone, wie wenn man etwas Unangenehmes zugestehen muß, wogegen man doch gern blind bleiben möchte. „Du mußt und mußt besser werden, denn wir müssen Geld haben. Mußt zum Kirchspielsdoktor gehen und dir was verschreiben lassen. Die Halunken werden dafür bezahlt. Was stehst du da vor der Tür? Mach Platz, daß ich 'nein kann.“

„Vater,“ flüsterte das Mädchen, die Tür hinter sich zuziehend und sich ihm in den Weg stellend; William ist wieder gekommen.“

„Wer?“ rief der Vater zurückfahrend aus.

„Pst! William — Bruder William,“ sagte die Tochter.

„Und was will er denn?“ entgegnete der Vater mit mühsamer Fassung. „Geld, Essen, Trinken? Dann ist er zur unrechten Tür eingegangen. Gib mir das Licht — her damit, Märrin — ich werd' ihm nichts tun.“

Er riß dem Mädchen das Licht aus der Hand und ging hinein.

Auf einem gebrechlichen Stuhle, den Kopf auf die Hand gestützt, die Augen auf die verglimmenden Kohlen im Kamine geheftet, saß ein erbärmlich gekleideter junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren. Er fuhr empor, als sein Vater eintrat.

„Verriegle die Tür, Mary,“ sagte er mit Hast, „verriegle die Tür. Du siehst mich ja an, Vater, als wenn du mich nicht kenntest. 'S ist freilich lange genug her, seit du mich aus dem Hause jagtest, und du magst mich wohl vergessen haben.“

„Aber was willst du denn jetzt hier?“ fragte sein Vater, sich ihm gegenüber setzend. „Was suchst du hier?“

„Schutz,“ antwortete der Sohn. „Ich bin in Not, und damit gut. Wird' ich aufgegriffen, so muß ich baumeln; das ist so gewiß, als zwei Mal zwei vier. Und ich werde gegriffen, wenn ich mich nicht hier verborgen halte; das ist eben so gewiß.“

„Soll das so viel heißen, daß du Raub oder Mord begangen hast?“ sagte der Vater.

„Nun ja,“ antwortete der Sohn; nimmt es dich Wunder?“

Er schaute dem Vater fest in das Gesicht, und der Vater wendete die Augen von ihm hinweg und heftete sie auf den Boden.

„Wo sind deine Brüder?“ fragte er nach einem langen Stillschweigen.

„Wo sie dir nie Last oder Unruhe machen werden,“ versetzte der Sohn. „John ist nach Amerika gegangen, und Henry ist todt.“

„Tot!“ rief der Vater aus, und konnte sich eines Schauders nicht erwehren.

„Tot!“ wiederholte der junge Mann. Er starb in meinen Armen — wie ein Hund von einem Wildwächter totgeschossen. Er wankte, ich fing ihn auf, und sein Blut überströmte meine Hände. Es floß ihm wie Wasser aus der Seite. Er war der Ohnmacht nahe, warf sich aber dennoch auf die Knie nieder, und flehete zu Gott, wenn seine Mutter im Himmel wäre, möchte der Allgütige ihre Bitten für ihren jüngsten Sohn erhören. „Ich war ihr Liebling, Will,“ sagte er, „und denke jetzt mit Freuden daran, daß ich, als sie im Sterben lag, obgleich ich damals nur ein kleiner Knabe war, an ihrem Bette niederkniete und Gott dankte, daß er mir so viel Liebe zu ihr in das Herz gegeben, daß ich niemals etwas getan, worüber sie hätte weinen müssen; — ach, Will, warum mußte sie sterben und der Vater am Leben bleiben?“ Das waren seine letzten Worte — nimm daraus ab, was du willst und kannst. Du schlugst ihn den Tag, als wir fortliefen, in der Trunkenheit über den Kopf — und das ist nun das Ende davon!“

Das Mädchen schluchzte laut, der Vater bedeckte das Gesicht mit den Händen und wiegte sich hin und her.

„Wenn ich gegriffen werde, fuhr der junge Mann fort, „so werd' ich gehangen, weil ich den Wildwächter erschossen habe. Hier finden sie mich nicht, wenn du mich nicht verrätst, Vater. Tuft du's nicht, so denke ich mich hier verborgen zu halten, bis ich aus dem Lande entfliehen kann.“

Zwei Tage hielten sich alle Drei daheim in dem elenden Gemache. Am dritten Abend wurde jedoch die Tochter noch kränker, als sie es bis dahin gewesen war, und die wenigen Lebensmittel waren aufgezehrt. Es war unumgänglich notwendig, daß einer ausging, und da die Tochter zu schwach war, ging der Vater mit der Dämmerung.

Er erbettelte einige Arznei und eine Kleinigkeit an Gelde, die jedoch hingereicht haben würde, ihn und seinen Kindern ein paar Tage das Leben zu fristen. Er lenkte seine Schritte heimwärts. Als er an der

Taverne vorüber kam, stand er einen Augenblick still, ging vorüber, kehrte zurück, stand nochmals einen Augenblick still, und es zog ihn endlich hinein. Er hatte zwei Männer nicht bemerkt, die auf der Lauer standen. Sie wollten ihre Nachsuchung so eben hoffnungslos aufgeben, als sein Stillstehen und Zurückkehren ihre Aufmerksamkeit erregte. Als er in die Taverne hineinging, folgten sie ihm nach.

„'S ist kalt — trinkt ein Gläschen mit mir,“ sagte der Eine, und bot ihm ein gefülltes Glas.

„Und mit mir auch eins,“ sagte der Andere, und füllte das Glas wieder, sobald es geleert war.

Der Unglückliche dachte an seine hungrigen Kinder, an die Gefahr, in welcher sein Sohn schwebte. Doch was waren sie dem Trinker? Er trank — und nur zu bald entwich ihm die Besinnung.

„'S ist ein nebliger, dunkler Abend, Master Warden,“ flüsterte ihm der eine der Männer in das Ohr, als er sich endlich zur Heimkehr anschickte, nachdem er die Hälfte von dem Gelde vertrunken hatte, von dessen Besitze vielleicht seiner Tochter Leben abhing.

„Gerad' so ein Abend, wie die ihn brauchen, die sich versteckt halten, Master Warden,“ flüsterte der Andere,

„Hört,“ sagte der, der zuerst gesprochen, und zog ihn in eine Ecke; wir haben uns überall nach dem jungen Burschen umgesehen. Wir wollten ihm sagen, daß jetzt die rechte Zeit und alles in Ordnung wäre, wußten ihn aber nicht zu finden, denn er konnt's uns selbst noch nicht sagen, wo er sich verstecken wollte, als er nach London ging. Er ist doch hier?“

Der Vater verneinte.

Die beiden Männer wechselten verstohlene Blicke.

„Es liegt ein Schiff zum Absegeln um Mitternacht bereit, wenn hohes Wasser ist, und wir wollen ihn an Bord schaffen. Wir haben ihm die Ueberfahrt unter anderm Namen ausgemacht, und was noch besser, sie ist bezahlt. 'S ist ein Glück, daß wir Euch hier antrafen.“

Sie nötigten ihm noch und noch ein Glas auf und nach fünf Minuten hatte der Vater, ohne es zu wissen, den Sohn in die Hände des Henkers geliefert!“ —

Langsam und öde vergingen den Geschwistern die Stunden in ihrem traurigen Verstecke, und in ängstlicher Spannung horchten sie dem leisesten Geräusche. Endlich vernahmen sie schwere Fußtritte auf der Treppe und bald darauf wankte der Vater herein.

Die Tochter sah, daß er betrunken war, und ging ihm mit dem Licht in der Hand entgegen; plötzlich blieb sie stehen, schrie laut auf und stürzte



„Wildheuerin.“ Von R. Grob.

sinnlos zu Boden. Sie hatte den Schatten eines Mannes gesehen. Nach zwei Augenblicken war ihr Bruder ein Gefangener und mit Daumschrauben gefesselt.

„'S ist sehr gut und still abgelaufen, Dank dem Alten,“ sagte der eine Häfcher zum andern. „Heb' die Dirne auf, Tom — nur ruhig, junges Frauenzimmer; das Weinen hilft zu nichts. 'S ist jeko vorbei und steht nicht mehr zu ändern.“

Der junge Mann beugte sich einen Augenblick über das Mädchen, und wendete sich sodann mit hohlen und düsteren Blicken zu seinem Vater, der gegen die Wand getaumelt war und betäubt und stumpfsinnig umherstarrte.

„Hör' mich an, Vater,“ sagte er mit einer Stimme, die den Trunkenbold schauern machte. „Meines Bruders und mein eigenes Blut kommt auf dein Haupt. Ich habe nie einen Vaterblick, ein liebevolles Wort von dir gehabt, du hast dich nie um mich bekümmert, und im Leben oder im Tode werd' ich dir nie vergeben. Stirb wie oder wann du willst, ich werde bei dir sein wie dein böser Geist. Ich rede als ein Toter, und sag's dir vorher, Vater: so gewiß du eines Tags vor deinem Schöpfer stehen wirst, so unfehlbar werden deine Kinder Hand in Hand vor seinem Throne stehen, und ihn um Gerechtigkeit gegen dich anrufen!“

Er hob die gefesselten Hände drohend empor, heftete durchbohrende Blicke auf den bebenden Alten und ging langsam hinaus; und weder Vater noch Schwester sahen ihn diesseits des Grabes wieder.

Als das trübe Wintermorgenlicht in die enge Sackgasse durch das besudelte Fenster des armseligen Gemachs eindrang, erwachte Warden aus seinem tiefen Schlummer und sah sich allein. Er stand auf und blickte umher. Alles lag und stand so, wie er sich's am vergangenen Abend gesehen zu haben erinnerte, und keine Spur deutete an, daß außer ihm selbst noch Jemand im Zimmer geschlafen hatte. Er befragte die anderen Mieter und die Nachbarn; doch Niemand hatte etwas von seiner Tochter gesehen oder gehört. Er durchwanderte die Straßen, und lief angstvoll suchend jedem bleichen verfallenen Gesicht im Gedränge nach; doch Alles vergebens — und einsam und wie zerschlagen kehrte er, als der Abend anbrach, in sein Dachstübchen zurück.

Er setzte seine Nachforschungen noch manchen Tag fort, entdeckte jedoch keine Spur von seiner Tochter, und kein Wörtchen über sie erreichte sein Ohr. Er gab endlich verzweifelnd seine Bemühungen auf. Er hatte oft daran gedacht, wie leicht möglich, ja wahrscheinlich es wäre, daß sie ihn verliesse, und sich anderwärts in Ruhe und Stille ihren Lebensunterhalt zu erwerben suchte. Sie hatte ihn endlich verlassen, allein zu verhungern. Er knirschte mit den Zähnen und fluchte ihr.

Er erbettelte sein Brod vor den Türen und verbrachte auf die alte gewohnte Weise jeden Halbpenny, den er dem Mitleid oder der Leichtgläubigkeit abzulocken mußte. Ein Jahr verging, und das Dach eines Kerkers war das einzige gewesen, das ihm seit Monaten Schutz verliehen hatte. Er schlief unter Schuppen oder Torwegen — überall wo nur der mindeste Schutz vor Regen oder Schnee zu finden war, und blieb ein Trinker auch noch auf der tiefsten Stufe der obdachlosen Armut, der grausamsten Entbehrungen, der kläglichsten körperlichen Hinfälligkeit. Endlich sank er in einer bitter-kalten Nacht ohnmächtig vor einer Haustür in Piccadilly nieder. Er war vor der Zeit abgemagert, und glich blos Haut und Knochen, einem Gespenst. Seine Wangen waren hohl und bläulich, seine Augen eingesunken, glanzlos tot; seine Beine zitterten unter ihm, und ein kalter Schauer überlief ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

Und jetzt begannen so plötzlich als furchtbar-lebendig die mannigfachen Szenen seines schändlich verlebten Daseins ihm vorzuschweben. Er gedachte der Zeit, wo er sich eines häuslichen Herdes erfreut hatte — gedachte der Lieben, die damals seine Tage versüßten, bis es ihm war, als stiegen die Gestalten seiner Kinder aus ihren Gräbern auf und ständen vor ihm — so deutlich, so bestimmt, so ganz sie selber, als hätte er sie berühren und fühlen können. Blicke, die er längst vergessen, waren wieder auf ihn geheftet; Stimmen, die er längst nicht mehr gehört, tönnten in seinen Ohren. Doch es währte nur einen Augenblick. Der Regen troff in Strömen auf ihn hernieder, und Hunger und Kälte begannen aufs Neue ihn zu durchschauern.

Er erhob sich mühsam und schleppte die bebenden Glieder einige Schritte weiter. Die Straße war öde und schweigend; die wenigen so spät noch Vorübergehenden eilten mit raschen Schritten vorwärts, und seine heifere Stimme verlor sich im Windgeheul. Abermals durchschauerte ihn das schon empfundene schreckliche Frösteln, und das Blut schien ihm dabei zu erstarren. Er schmiegte sich in die Ecke eines Torwegs und bemühte sich, einzuschlummern. Doch der Schlaf floh seine stieren toten Augen. Er begann sonderbar zu träumen, war aber wach und sich seiner selbst bewußt. In seinen Ohren tönte das wohlbekannte Gelärm trinkener Zechbrüder, das Glas war an seinen Lippen, der Tisch mit ausgesuchten Leckerbissen besetzt — er hörte und sah das Alles deutlich und durfte nur die Hand danach ausstrecken — und doch hörte er die schweren Regentropfen auf die Steine niederfallen, wußte, daß er allein und verlassen auf der einsamen Straße kauerte, daß der Tod sich ihm Spanne für Spanne näherte, und daß Niemand seiner sich annehmen, ihm Hilfe bringen würde.

Plötzlich sprang er vom furchtbarsten Schrecken ergriffen auf. Er hatte seine eigene Stimme in der Nachtluft gehört — er wußte nicht was, noch warum. Horch! Ein Aechzen! Noch einmal! Die Sinne entschwanden ihm; nur halb vollendete, unzusammenhängende Worte entflohen seinen Lippen und seine Hände wühlten krampfhaft und wollten das eigene Fleisch von dem Bein herunterreißen. Er war dem Wahwitz nahe, und schrie nach Hilfe, bis ihm die Stimme versagte.

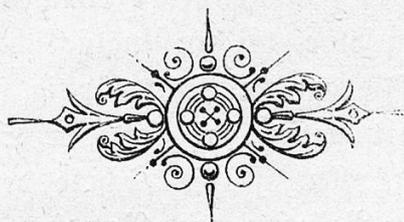
Er hob den Kopf empor und schaute die lange öde Straße hinunter. Er entsann sich, daß viele der Auswürflinge, verdammt wie er, Nacht und Tag diese schrecklichen Straßen zu durchwandern, durch ihre Einsamkeit wahnsinnig geworden waren — erinnerte sich, vor vielen Jahren gehört zu haben, daß einst ein unglücklicher Heimatsloser in einem entlegenen Winkel gefunden worden war, und daß man ihn ein verrostetes Messer hatte schärfen und sich in das Herz stoßen sehen, weil er den Tod diesem mühseligen endlosen Hin- und Herwandern vorzog. Augenblicklich war sein Entschluß gefaßt, er begann zu laufen und ließ nicht eher wieder ab, als bis er keuchend und atemlos am Flußufer stand. Er schlich sacht die Treppe an der Auffahrt der Waterloostraße hinunter, und kauerte nieder und hielt den Atem an, als eine Nachtwache vorüberging. Nie schlug eines Gefangenen, von der Hoffnung, Freiheit und Leben zu retten, erfülltes Herz so heftig und sehnsüchtig, als das des elenden Mannes bei der Aussicht auf den Tod. Er blieb unbemerkt, und sobald sich der Schall der gefürchteten Fußtritte in der Ferne verloren hatte, trat er unter den düstern, den Landungsplatz bildenden Bogen.

Es war Flutzeit und das Wasser benezte ihm die Füße. Der Regen hatte aufgehört, der Wind sich gelegt und alles war ruhig und still — so still, daß er den leisesten Schall vom jenseitigen Ufer deutlich vernahm. Langsam schleichend floß der Strom dahin. Seltsame phantastische Gestalten stiegen aus den Wellen empor und winkten ihm; düster glühende Augen tauchten herauf und schienen seines Bögers zu spotten, während ein hohles Gemurmel hinter ihm ihn vorwärts drängte. Er trat einige Schritte zurück, nahm einen kurzen Anlauf und stürzte sich verzweifelt in die Wellen hinab. — Nach kaum fünf Augenblicken tauchte er wieder empor, und welche Veränderung all' seines Denkens und Empfindens war in der kurzen Zeit vorgegangen! Leben, leben unter jeglicher Bedingung, in Armut, in Elend, in halbem Verschmachten — Alles, Alles, nur nicht sterben! Er kämpfte verzweifelt mit den über seinem Haupte zusammenschlagenden Wellen, und schrie in schauerndem Entsetzen und bebender Todesangst. Seines Sohnes Fluch tönte ihm in den Ohren. Den Strand, den Strand, o nur einen Fuß trocknen Bodens — er konnte die nächste

Stufe fast schon greifen. Noch eine Hand breit näher, und er war gerettet — doch die Flut riß ihn hinweg unter den Bogen der Brücke, und er sank auf den Grund hinab.

Noch einmal erhob er sich und begann den Kampf um das Leben von neuem. Und auf einen Augenblick — einen kurzen Augenblick — sah er des Flusses Ufer, die Lichter auf der Brücke, durch deren Bögen der Strom ihn fortgerissen, die dunklen Fluten, die hellen Sterne und die rasch dahinfliegenden Wolken — Blitze schossen von der Erde zum Himmel empor und zuckten vor seinen Augen, während ihm das Wasser in den Ohren donnerte und ihn durch sein Gebrause betäubte.

Eine Woche später und einige Meilen weiter unten spühlte der Strom eine Leiche — eine geschwollene, fast gestaltlose Masse — an das Land, und unerkannt und unbemitleidet wurde der Trinker eingescharrt.



§ arm Betli. *)

Si tanzid im „Bäre“ —
Se tanzid s miera!
Es Johr isch jeh siden,
Aß i au tanzet ha.

Es Johr, a dem Sunntig;
Wie schön isch es giv —
Und jeh ist scho alles,
Scho alls ist verby!

Wi het se si gändret!
Wie ist au das cho?
Es het halt mi Hans jeh
En Anderi gnoh.

Di Ryche sind besser,
Und s Glück lid im Gäld,
Mit Liebi und Treuji
Chunnt niemer dur d Wält.

Hüt tanzt er jeh mit re,
Zahlt Chrapfen und Wy —
Mich aber, s arm Betli,
Und — s Chind loh d er sy.

So strof ne — o Jesses
Mareje! nei, nie!!
So wüest er mer s gmacht hed,
I will em verzieh!

*) Aus „No Fyrobigs“, Durebütschi Gschichtli, Gedichtli, Rhm und Rant von J. Ross. Fünfte Auflage. Luzern, Verlag der Buchdruckerei G. Keller.